

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgebühren vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Lauchaer Straße 19/21, Telegrafische Adresse: Volkszeitung Leipzig, Telefon: 13893. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Lauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die sächsischen Gastwirte protestierten gestern in einer von 1200 Personen besuchten Versammlung im Kristallpalast zu Leipzig gegen die Erhöhung der Brausteuer und die eventuelle Kontingentierung der Bierproduktion.

Nach einer amtlichen Meldung sind die Uruxen auf Samoa durch Festnahme der „Räuberführer“ beigelegt.

Der Abschluß eines österreichisch-serbischen Handelsvertrages ist für den 15. Mai geplant.

In zwei Versammlungen in Paris und Lyon erklärten sich die Gemeinde- und Staatsarbeiter mit den Postbeamten solidarisch.

Der Landrat.

Leipzig, 6. April.

Der Feldzug des Professors Delbrück gegen die konservativen Steuerhinterzieher wird in der letzten Nummer der Preussischen Jahrbücher fortgesetzt und wenn auch Herr Delbrück am Ende seiner eingehenden neuen Berechnung sich zu dem Geständnis veranlaßt sieht, daß nicht, wie er zuerst behauptete, 68, sondern „nur“ 50 Milliarden Mark jährlich in Preußen vor dem Steuerbeamten unterschlagen werden, so ist auch die Heranziehung dieser 50 Milliarden zur Vermögenssteuer wohl noch ein Ziel, des Schweißes der Ehnen wert. Im übrigen erklärt Herr Delbrück, daß der eigentliche „Fehler“ der agrarischen Steuerbelastung nicht so sehr in der Vermögenssteuer wie in der Einkommensteuer liegt und fügt hinzu: wenn dem nun so ist, so haben ja die Landwirte die Nachprüfung beim Erbfall gar nicht so sehr zu scheuen.

Freilich: wenn der Herr Professor geglaubt hat, die Landwirte dadurch der Erbschaftsteuer geneigter zu machen, so sieht er sich grausam enttäuscht. Die Deutsche Tageszeitung fällt von neuem mit vollem Hohn über ihn her. Sie jubiliert über seinen Rückzug und erklärt zum Schluß, daß durch seinen neuesten Aufsatz Professor Delbrück völlig erledigt sei. Auf dieses durchsichtige Gerede braucht man natürlich nicht einzugehen. Es beweist nichts anderes als Dertels dringendes Verlangen, über die unangenehme Sache so schnell wie möglich hinweg zu kommen. Fühlen die Herren Agrarier sich wirklich so sauber unter dem Brusttuch, nun gut, so mögen sie dem Vorschlage der Berliner Volkszeitung zustimmen und die Einsetzung einer Untersuchungskommission in die Wege leiten, die entweder die Steuerbetrüger ans Licht zieht oder aber die schwereren Anschuldigungen Delbrücks als unbegründet zurückweist. Wir haben aber allen Anlaß, anzunehmen, daß die Agrarier eine derartige Untersuchungskommission wie die Pest fürchten.

Immerhin käme durch die vorgeschlagene Kommission nur das Uebel selbst ans Licht, die Beseitigung des Übels wäre durch nichts garantiert, und man soll sich nicht darüber täuschen, daß es unter den bestehenden Gesellschaftsverhältnissen überhaupt nicht zu beseitigen ist. So lange es herrschende und beherrschte Klassen gibt, werden sich die einen immer von allen Lasten zu befreien wissen, um sie den anderen aufzubürden. In der Feudalzeit war die Steuerfreiheit der herrschenden Stände offen proklamierter Grundsatz. Heute erreicht man den gleichen Effekt durch das System der indirekten Steuern, die in demselben Maße den Besitzlosen belasten, wie sie den Besitzenden entlasten. Wo aber wirklich, wie bei den direkten Steuern, die bestehenden Klassen zur Steuerzahlung herangezogen werden, da vollzieht sich innerhalb dieser Kategorie von neuem eine Scheidung in dem Sinne, daß die weniger Besitzenden mehr und die mehr Besitzenden weniger zu zahlen haben. Die mannigfachen Beispiele, die in den letzten Wochen durch die Presse gingen, beweisen deutlich, daß der Klein- und Mittelbauer zugunsten der Großgrundbesitzer und Junker überlastet ist. Auch Professor Delbrück bringt dafür in seinem neuesten Artikel neues Material. So erzählt er die Geschichte einer Dame, deren Gut einen Wert von weit über einer Million Mark darstelle. Sie habe darauf 500 000 Mk. Hypothekenschulden und sei veranlagt zu 60 Mk. Einkommensteuer. Oder die noch viel bezeichnendere Geschichte:

Ein mir persönlich als zuverlässig bekannter Herr in Pommern schreibt mir, er sei auch einmal Mitglied der Veranlagungskommission in seinem Kreise gewesen und habe da folgendes erlebt: Ein Gutsbesitzer deklarirte 18 Mk. Ertrag vom Hektar und kam mit dieser Deklaration, nachdem er seine Schulden abgezogen, auf fast gar keine Steuer. Man verhandelte darüber und die Kommission setzte ihn auf den Grundsteuerertrag von 1862: 21 Mk. für den Hektar. Nach einigen Tagen deklarirte ein Bauer aus demselben Dorf (auch noch zu gering, wie mein Gewährsmann hinzufügt) 82 Mk. für den Hektar, „ich denke“, warf der Opponent in der Kommission ein, „der Boden ist dort so miserabel, daß bloß 18 resp. 21 Mk. herauskommen.“ „Ja“, sagte die Majorität, „das ist es ja eben, bei der Separation haben die Bauern die fetten Stücke bekommen und die Großgrundbesitzer das Unland.“

Diese so skandalöse Entlastung des Großen auf Kosten des Kleinen wäre schließlich doch nicht so leicht möglich, wenn nicht die gesamte Organisation der agrarischen Steuerbelastung gewissermaßen darauf abgelegt sei, einmal das platte Land zugunsten der Stadt und dann die Großgrundbesitzer zugunsten der Bauern und kleinen Landwirte zu bevorzugen. Die Steuerbelastung geschieht bekanntlich durch den Landrat, das heißt durch den Vertrauensmann und fast immer auch ein Mitglied des Landabends, und hier bewährt sich trefflich die Weisheit des alten Sprichworts: eine Krähle haßt der andere kein Auge aus. Schon in seinem ersten Artikel schrieb Delbrück über diesen Punkt einige höchst charakteristische Zeilen. In seinem neuen Aufsatz kommt er noch einmal darauf zurück, um sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, als habe er den

Landräten ein persönliches Verschulden an der agrarischen Steuerhinterziehung beigemessen. Er schreibt:

Man hat sich auf dem Lande an einen gewissen Durchschnittssatz des Ertrags gewöhnt, über den man auch etwas herauf oder unter Umständen auch herunter geht. Wolte nun ein Landrat ansaugen, scharf heraufzusehen, so würde er in Jank und Widerspruch erst mit der Veranlagungskommission und dann mit seinem Kreise geraten. Der Landrat ist politischer Beamter, der seinen Kreis in vieler Beziehung führen soll. Wenn verlautet, daß er sich mit seinem Kreise schlecht stehe, so ergibt sich daraus sehr bald der Schluß, daß er für sein Amt nicht geeignet ist. Eines Tages wird er als Regierungsrat wegverfrachtet und bleibt Regierungsrat sein Leben lang; für eine politische höhere Stellung ist er nicht qualifiziert. Das sind Dinge, die jedermann weiß, der einmal mit der preussischen Verwaltung Fühlung gehabt hat.

Und es trifft sich gut, daß gleichzeitig noch ein zweiter Sachverständiger der Landratspolitik, der frühere Bürgermeister Schilling Susumer Angedenkens, zur Sache das Wort nimmt. In der letzten Nummer der Hilfe entwickelt er folgendes reizende Genrebildchen von der Art und Weise, wie es in einer agrarischen Steuerprüfung zugeht:

Man höre die Landleute in der Voreinschätzungs- und in der Veranlagungskommission zu Beginn der Steuerarbeiten über den Ertrag der Jahresernten. Eine Steuerprüfung beginnt gewöhnlich mit solcher Art Generaldiskussion. Wie schätzig ist das Bestreben, den Ertrag nicht zu hoch zu schätzen, das Jahr für ein mittleres zu erklären, wenn die Vieh- und Getreidepreise so hoch stehen wie nie. Und dann beginnt die Schätzung und Erörterung der einzelnen Einkommensverhältnisse. Man hat in jeder Gegend Anhaltspunkte aufgestellt, um den Jensten zu kontrollieren, Anzahl der verkauften Stücke Vieh, Quantum der verkauften Feldfrüchte. Aber der Jenst ist so milde mit seinen Angaben, und die agrarische Kommission ist so milde, und das Gesetz ist so milde, daß ein agrarischer Landrat, und welcher Landrat wäre kein Agrarier, sehr bald mit in diesen Strom gerät, der dahin führt, daß die Steuern von den Städtern getragen werden. Uebermenschliches kann man von dem Landrat auch nicht verlangen. Er, der sich bei den Bauern und den Großgrundbesitzern beliebt macht, kann nun nicht plötzlich agrarfeindlich werden. Er ist eben die ungeeignetste Person dafür, Vorsitzender der Veranlagungskommission zu sein, bei den vielen Rücksichten, die er als Verwaltungsbeamter gerade auf die ländlichen Einwohner des Kreises nehmen will.

Ist es etwa ein Zufall, daß in Preußen ausgerechnet die „ungeeignetste Person“ zum Vorsitzenden der Veranlagungskommission bestimmt ist? Und hat man „oben“ niemals diese totale Unbrauchbarkeit des Landrats als Finanzbeamter bemerkt? Gewiß, hat man das! Und trotzdem oder vielmehr gerade deshalb geht die Tendenz in der gesamten inneren Verwaltung Preußens darauf hinaus, die Stellung des Landrats immer mehr zu festigen und seine Befugnisse zu erweitern. Wenn nun beide, Schilling wie Delbrück, sich in der Forderung vereinigen, einen reinen Finanzbeamten an die Spitze der Veranlagung zu stellen und sich davon durchgreifenden Erfolgs versprechen, so verwechseln sie hier augenscheinlich Ursache mit Wirkung. Die Agrarier üben das Vorrecht der herr-

Seuilleton

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preeczang.

XV.

Als die Weihnacht kam und die Glocken von allen Türmen ihre feierliche Botenschaft in das weiße Land fallen ließen, da lag Jeremias schon einige Fuß tief unter der Erde, in dem rechteckigen Loch, das der Lotengraber unter Schimpfen und Fluchen und Schnapstrinken mühselig mit der Spitzhade in den hartgefrorenen Boden gebracht hatte. Es war ein stilles, sehr stilles Begräbnis gewesen. Die Menschen hatten sich vor dem zornigen Schneegestöber, das durch die Straßen brauste, an die Defen zurückgezogen. Nur Trude und Doktor Trall kämpften sich hinter dem Leichenwagen durch das Wetter. Fröstelnd traten die Träger an den Wagen, hoben den Sarg ab und hatten es sehr eilig, zu dem rechteckigen Loch zu kommen. Alle hatten es eilig, die eine Hand rühren mußten. Der Pfarrer war nicht bemüht worden; es betrübte ihn heute gewiß nicht.

Und der Lotengraber setzte das Amen gleich hinter den Anfang des Vaterunsers.

Doktor Trall geleitete Frau Trude nach Hause, redete noch ein wenig auf, sie ein, das darauf hinauslief: Alles sei so gekommen, wie es kommen mußte; es sei schließlich am besten so — und dergleichen, was wohl für einen Arzt, nicht aber für Trude in diesem Augenblick Beweiskraft hatte und Trost war. Donn drückte er ihr herzlich die Hände, bat, in

jeder Hinsicht über ihn zu verfügen, wenn er irgendwie helfen könne und empfahl sich.

Und nun war sie allein. In diesem Tage und an den folgenden Tagen, zur Weihnacht und am Jahresende. Sie begann das neue Jahr in ihrer Einsamkeit und ging noch immer wie im Traum umher. Sie hatte das Gefühl, als schreibe sie in einem leeren Raum; als sei jede Bewegung förmlich, weil sie sich keinen Zweck dachte, kein Ziel empfand, bestirntwegen sie dies oder das hätte tun sollen.

Sie sah fast immer am Fenster und blickte hinaus und folgte mit ihren Augen den Flocken, die in überreicher Menge Tag für Tag niederschwebten und im Garten schon alles Dunkle in ihrer weichen, weißen Masse begraben hatten. Immer höher häuften sich die Schneeberge in den Straßen.

So ging der Januar hin, der Februar. Und noch immer schneite es, und noch immer sah Frau Trude stundenlang am Fenster und sah auf die ungeheuer weite, weiße Schneefläche da draußen, in der die Büume der Landstraße fast bis zur Krone steckten.

Dann kam der März und brachte einige hellwarme Tage. Ein großes Schmelzen begann. Und es war erstaunlich, wie schnell die Schneeberge in sich zusammenliefen, wie die Chauffeebäume herausdruckten aus der weißen Masse und eines Morgens fast schon wieder in ihrer natürlichen Größe dastanden.

Ein paar Spagen und Meisen lärmten vorlaut in der Kastanie und machten es wie die Dichter, die ihre Frühlingelieder mit fröhlicher Seele zusammenreimen.

Frau Trude war nun ruhig geworden. Ganz ruhig. Das Träumen fiel allmählich von ihr ab; ihr Sinn suchte nach Tätigkeit und begann sich allmählich ein wenig um die Gestaltung der Zukunft zu kümmern. Der lange Friedrich war vom Tode Lattenbachs unterrichtet worden. Er wollte kommen, so schnell, als es sich ohne allzu große Geschäfts-

einbuße tun ließ. Er hätte schon hier sein können, wenn der Schnee mit seinen weißen Wällen nicht manche Straße versperrt und Fuhrwerk um Fuhrwerk festgelegt hätte.

Eines Tages, als Frau Trude wieder am Fenster saß, sah sie einen dunklen Punkt zwischen den Hornbäumen in der Ferne auftauchen. Sie behielt ihn im Auge; er kam näher und näher. Und als er ungefähr bis zur Hälfte des Weges gekommen und schon eine kastenartige Form angenommen hatte, da wußte sie, daß es die Glücksbude sei, die da hinter dem alten, nickenden Schimmel herangewandelt kam. Ihre Glücksbude!

Eine Viertelstunde später trat Friedrich ins Zimmer. Er sah mit seinem frischen rostigen Gesicht nicht anders aus als vor Jahren. Um seine lange Gestalt schlatterte noch immer der graue Mantel. Sein linker Arm war ja stets wie ein Rumpenschwengel gegangen; nun aber konnte der rechte auch wieder mit, wenn ihm auch eine kleine Schwäche als unfeiliges Andenken an die Grevesberger Schlacht geblieben war.

Friedrich mußte sich bücken, um durch die niedrige Tür zu kommen.

Und dann standen sie sich gegenüber und schüttelten sich die Hände. Und er mußte immer wieder seinen Blick an der schlanken, fast überschulterten Gestalt haften lassen, an dem schmalen Gesicht, das die Spuren einer langen Leidenszeit trug und über dessen Lächeln ein leichttrauriger Hauch lag.

Frau Trude bemerkte, daß er besangener sei als früher, daß ihm irgend etwas Unruhe verursache und daß sein Blick immer wieder aus dem Fenster ging — nach dem Wagen, der hinter dem Garten hart an der Hecke stand. Vielleicht sorgte er sich um das Pferd. Aber es stand ruhig in der warmen Märzsonne, das Maul andächtig im Futterkübel vergraben.